

Die Veröffentlichungen in der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“ stellen keine Meinungsäußerung der herausgebenden Stelle dar. Sie dienen lediglich der Unterrichtung und Urteilsbildung.

GEORGE F. KENNAN

Das Amerikanisch-Russische Verhältnis

Mit freundlicher Genehmigung des Verlages veröffentlichen wir in dieser und in den nächsten Ausgaben der Beilagen vier Vorträge des ehemaligen amerikanischen Botschafters in Moskau, George F. Kennan über das amerikanisch-russische Verhältnis. Die Vorträge sind zusammengefaßt erschienen bei der DEUTSCHEN VERLAGSANSTALT GMBH, STUTTGART, unter dem Titel: „Das Amerikanisch-Russische Verhältnis“. Wir beginnen heute mit den beiden eröffnenden Vorworten und dem ersten Vortrag: „Der historische Hintergrund“.

Zur Persönlichkeit des Autors

Es gibt wohl keinen lebenden Menschen, der befugter wäre, das Thema der amerikanisch-russischen Beziehungen zu behandeln, als George Kennan, der frühere Botschafter der USA in Moskau, der ehemalige Chef der Planungsabteilung des State Department, der „Mr. X.“ aus den „Foreign Affairs“, der 1947 in einem weltberühmt gewordenen Aufsatz die Politik der „Eindämmung“, des *Containment*, gegenüber der sowjetischen Nachkriegsexpansion entwarf.

So ist es leicht zu verstehen, daß dieser Mann, der in der Stille der Gelehrtenrepublik von Princeton zum Geschichtsforscher und Theoretiker der Politik geworden ist, mit den hier vorgelegten Vorträgen in Frankfurt einen ganz außergewöhnlichen akademischen Erfolg hatte.

Allerdings erklärt sich dieser Erfolg nicht nur vom Gedanklichen her; der Historiker, der, wie Prof. Carlo Schmid, der Gastgeber Kennans sagte, „selbst Geschichte gemacht“ hat, wirkte auch durch eine sehr persönliche Art: durch die ernste Trauer eines Mannes, der sich keine Illusionen über den unerbittlichen Kampfcharakter geschichtlichen Geschehens macht und der doch an die Überlegenheit transzendenter Kräfte glaubt, an die „sauberen und anständigen Mittel in der Politik“; durch die strenge Wissenschaftlichkeit im Abwägen der Ursachen, den Verzicht auf die „schreckliche Vereinfachung“ unserer Zeit, die unvermutet aufleuchtende Ironie, die aus der Souveränität des Einzelmenschen gegenüber der politischen Machtsphäre kommt. Vielleicht war eine Erklärung des Erfolges auch die verblüffende Erfahrung, daß mit dem amerikanischen Gast sich etwas wie die Rückkehr eines alten europäischen Erbes vollzog, das hier in unserer alten Welt, zumindest im Denken der Staatsleute und Politiker, so oft verlorengegangen zu sein scheint; des Historismus, eines durch die Versenkung in die Geschichte verfeinerten politischen Denkens. Wie dem auch sei, der Erfolg bei der deutschen Jugend, die auf vier Vormittagen die große Aula der Frankfurter Universität und dazu noch benachbarte Hörsäle bis auf den letzten Platz füllte, verrät, daß sich hier eine sonst unerfüllt bleibende Sehnsucht nach echtem politischem Verstehen manifestierte.

Bekanntlich ist Kennans Theorie der „Eindämmung“ zur offiziellen Doktrin der Truman-Politik geworden. Die Sowjetregierung erteilte trotzdem 1952 diesem besten amerikanischen Kenner und zugleich klügsten Gegner der Sowjetmacht das Agreement für den Moskauer Posten — ein weiser Entschluß, der nach einem halben Jahr rückgängig gemacht wurde, als Stalin den Botschafter nach einer kritischen Bemerkung über das Leben des diplomatischen Korps in der russischen Hauptstadt zur persona non grata erklären ließ, was ihn nicht nur die Moskauer Stellung kostete, sondern auch die weitere diplomatische Karriere. Denn kurze Zeit danach kam die Republikanische Partei an die Macht, und da Kennan sich offen von der

Kreuzzugsideologie distanziert hatte, die der spätere Außenminister Dulles im Wahlkampf vertrat, erhielt er keinen neuen Posten. Dies hat sich als segensreich für die amerikanische Geschichtsschreibung erwiesen. George Kennan kann in seinem Land zu einem geistigen Einfluß werden, der den eines Berufsdiplomaten überschreitet.

George Kennan gehört heute also zur Opposition in seinem Land. Dulles verwendete ihn nicht wieder, weil der neue Minister 1952 offen für die Lehre der „Befreiung“ der von der Sowjetunion unterdrückten Völker eingetreten war, so daß er einen Diplomaten, der sich realistisch auf die „Eindämmung“ beschränken wollte, als Gegner empfand. Aber inzwischen ist man in Washington längst zu der Praxis zurückgekehrt, dem sowjetischen Druck diplomatisch und militärisch einen Gegendruck entgegenzusetzen, ihn also „einzudämmen“. Auch die als „Dulles-Doktrin“ bekannt gewordene Lehre von der massiven Vergeltung durch Atombomben ist bald wieder durch realistische Erwägungen eingeschränkt worden; diese äußerste strategische Lehre erscheint in allen jenen Auseinandersetzungen

INHALT DIESER BEILAGE:

George F. Kennan:

Der historische Hintergrund (S. 631)

Wolf von Baudissin

**Probleme praktischer Menschenführung
in zukünftigen Streitkräften (S. 435)**

zwischen den beiden Welten, wie es zuletzt die indochinesische war, unanwendbar. Die auf geschichtlichen Erfahrungen, auf der Geduld und der Weisheit des Wartens gegenüber dem historischen Wandel beruhende Diplomatie Kennans ist in der heutigen Weltsituation notwendiger denn je. Unser eigenes politisches Denken in der gefährdeten Mittellage kann viel gewinnen, wenn der sachliche Gehalt dieser Vorträge und ihr geistiges Klima eine Verbreitung finden, die die spontane Bereitschaft, mit der die deutsche Jugend in der Frankfurter Aula dem Gast aus Princeton gebannt zuhörte, in einer weiteren deutschen Öffentlichkeit bestätigte. Es wäre nicht nur ein Erfolg des Autors, es wäre vor allem ein Erfolg für uns selbst.

Herbert von Borch

Vorwort des Verfassers

Die folgenden Ausführungen vereinigen vier Vorträge*, die ich auf Grund einer Einladung des Instituts für politische Wissenschaften im Juli 1954 an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität in Frankfurt gehalten habe. Die Ford-Stiftung (Ford Foundation) in New York hatte mir in großzügiger Weise die Reise nach Europa ermöglicht.

Diese Vorträge habe ich ursprünglich nur in Hinsicht auf die Ansprüche eines verhältnismäßig kleinen akademischen Hörerkreises sowie auf die für solche Veranstaltungen zur Verfügung stehende Zeit verfaßt. Das bedeutete, daß ich mir, sowohl was die Wahl als auch was die Durchführung des Themas anging, starke Beschränkungen auferlegen mußte: an vielen Punkten mußte das Problem sehr vereinfacht oder das Material konnte nur andeutungsweise behandelt werden.

Dem ursprünglichen Entwurf der Vorträge lag keine weitere Absicht zugrunde als die, dem deutschen Hörer einen Begriff von gewissen geschichtlichen Vorgängen zu geben, die sogar in Amerika vielfach unbekannt geblieben oder in Vergessenheit geraten sind und die dem deutschen Studenten in der eigenen historischen Literatur nicht leicht zugänglich sein werden. Dabei habe ich nur in geringem Maße versucht, auf den tieferen Sinn dieser geschichtlichen Vorgänge näher einzugehen oder ihre Bedeutung im Licht der gegenwärtigen internationalen Probleme zu zeigen. Erst als mir an der ernststen, erwartungsvollen Aufmerksamkeit des jungen deutschen Hörers klar wurde, wie sehr sich dieser nicht nur für das „was“, sondern auch für das „wie“ und „warum“ interessiert, erst als ich begriff, wie viel für ihn daran lag, etwas mehr von dem Wesen der trüben, unheilvollen und drohenden Epoche zu verstehen, in die er geboren wurde — erst dann erkannte ich, daß ihm die bloße Aufzählung der geschichtlichen Tatsachen nicht genügte und daß es notwendig war, etwas mehr von den Gedankengängen und Schlüssen mitzuteilen, zu denen mir die Betrachtung dieses historischen Materials Anlaß gegeben hatte.

Wie aus dem Ende des vierten Vortrages hervorgeht, konnte ich das besondere Wesen dieser geschichtlichen Auseinandersetzung darin erblicken, daß die große Spannung, die heute die

Beziehungen zwischen Sowjetrußland und Amerika kennzeichnet, weder das Produkt des bösen Willens einzelner noch das Resultat einer bewußten Politik beider Staaten, sondern ein Ergebnis ist, das aus einer langen und tiefen historischen Entwicklung, und zwar auf Wegen, die keiner ausdrücklich wählte oder gar voraussehen konnte, hervortrat und daß eben deswegen diese Spannung nicht durch irgendeine plötzliche Wendung in der Politik der Großmächte oder durch irgendeinen Handgriff einzelner Staatsmänner, sondern nur durch einen ähnlich langen, komplizierten und nicht ganz vorauszusehenden geschichtlichen Prozeß ihre Lösung finden kann.

Diese Auffassung darf jedoch nicht den Eindruck erwecken, als stünde ich den dieser Spannung zugrunde liegenden Differenzen irgendwie neutral oder gleichgültig gegenüber. Wie ich die kommunistische Denkart als eine Art Zynismus verabscheue, der seinen Träger dadurch korrumpiert, daß er dessen Opfer erniedrigt, so bekenne ich mich angesichts dieses ost-westlichen Gegensatzes eindeutig zu dem alten, brüchigen, sooft als dem Untergang geweiht und als dekadent verpönten Abendlande. Denn hinter dessen trauriger Zwietracht und schmerzlicher Verworfenheit steht doch immer noch der hartnäckige Glaube an die menschliche Seele — an den Menschen schlechthin.

Andererseits bin ich nicht imstande, mich über den russischen Kommunisten moralisch zu entrüsten, wie es viele meiner Landsleute tun. Dazu fehlen mir die Voraussetzungen. Der Westeuropäer oder der Amerikaner, der die westliche Kultur verrät, kann mich empören, denn ich trage ja eine Verantwortung für die Aufrechterhaltung der Grundsätze, von denen er und ich als Mitglieder der westlichen Kulturgemeinschaft geleitet werden sollten — wobei ich hinzufügen möchte, daß es viele andere Arten von Verrat geben kann als nur den, daß man sich den Russen als Agent zur Verfügung stellt. Wie soll ich mich aber über den russischen Kommunisten entrüsten, da er von Grundsätzen ausgeht, die nicht die meinigen sind und die mir nichts sagen? Er muß seine Taten und das große Leid, das er über so viele Millionen Menschen gebracht hat, vor seinem eigenen Gewissen, vor seiner Ideologie, vor seinem Ungott oder vor den Instanzen, denen er sich sonst verschrieben und verpflichtet fühlt, verantworten. Mir lag in

diesen Vorträgen nur daran, sein Handeln zu beschreiben. So wird der Leser eine kritische Einschätzung der amerikanischen Politik finden, aber nicht der russischen.

Angesichts der Grenzen, die solchen Vorträgen gesetzt sind, darf man von ihrer Wirkung nicht zu viel erhoffen. Ich werde zufrieden sein, wenn sie nur den deutschen Leser der Einsicht näher bringen, daß die Probleme, mit denen sich die amerikanischen Staatsmänner im Laufe der Jahrzehnte in Beziehung zu Sowjetrußland haben auseinandersetzen müssen, zu einem erheblichen Teil auch die Probleme Deutschlands und Westeuropas im allgemeinen gewesen sind. Wer das begreift, wird nicht dem irrtümlichen und gefährlichen Gedanken anheimfallen, daß er als Europäer bequem beiseite stehen und der sowjet-amerikanischen Auseinandersetzung, wenn auch nicht mit Schadenfreude, so doch als Neutraler zuschauen kann. Das Wesentliche an dieser Auseinandersetzung ist eben die Tatsache, daß es hier in erster Linie um das Schicksal der Zwischenwelt geht, zu der — und zwar als wichtigster Bestandteil — Europa gehört. Wenn Amerika die Interessen dieser Zwischenwelt preisgeben würde, so könnte es sich ohne Zweifel für die Zukunft, soweit sie übersehbar erscheint, eine enorme Erleichterung seiner eigenen Beziehungen zu Sowjetrußland erkaufen. Wenn es bis jetzt dieser Versuchung nicht verfallen ist, so deshalb, weil man bei uns im großen ganzen eingesehen hat, daß Amerika auf lange Sicht von dem Untergang des traditionellen Europa ebenso betroffen würde, wie Europa von der Schwächung oder gar Ausschaltung des amerikanischen Einflusses in anderen Erdteilen. Die gegenwärtige Schicksalsgemeinschaft Europas und Amerikas ist nicht von einzelnen Menschen erfunden oder gewollt — sie ist ein Gebot der Selbsterhaltung für beide Teile. Sie ist entstanden aus den gegebenen geographischen und historischen Realitäten, aus dem Wesen der Sowjetmacht, aus der Entwicklung der Waffentechnik, und vielleicht verbirgt sich in ihr eine tiefere geschichtliche Logik. Unter dem Eindruck dieser Erkenntnis habe ich mir erlaubt, zu deutschen Studenten so zu sprechen, als ob es die eigenen wären. Die Art, wie sie meine Ausführungen aufgenommen haben, ermutigt mich zu hoffen, daß auch ihnen diese Erkenntnis nicht fern lag.

George F. Kennan

* Erschienen fortsetzungsweise in den Beilagen der „Politik und Zeitgeschichte“. Anmerkung der Redaktion.

Der historische Hintergrund

Meine Damen und meine Herren!

Ich brauche Ihnen kaum zu sagen, daß es für mich sowohl eine Ehre als auch eine persönliche Genugtuung ist, an dieser Stelle vor einer deutschen Hörerschaft sprechen zu dürfen. Vor langer Zeit hatte ich den Vorzug, selbst an deutschen Universitäten zu hören. Diesem Erlebnis schulde ich einen guten Teil meiner akademischen Ausbildung. Jetzt nehme ich gern die Gelegenheit wahr, diese Schuld — wenn auch in geringem Maße — zu begleichen.

Als man mich bei der Einladung zu diesen Vorträgen fragte, über welches Thema ich sprechen möchte, habe ich um die Erlaubnis gebeten, dasselbe Thema zu behandeln, mit dem ich mich in den letzten Monaten in Princeton als Historiker beschäftigt habe. Das war die Geschichte der amerikanisch-sowjetischen Beziehungen, ein Kapitel, das unmittelbar in das zweite Jahrzehnt dieses Jahrhunderts zurückgreift und dessen Anfänge noch weiter zurück in das 19. Jahrhundert reichen. Ich kann mir gut vorstellen, daß es einige unter Ihnen gibt, denen es lieber wäre, wenn ich sofort zu den brennenden Fragen der Gegenwart überginge, und die es als Zeitverlust betrachten, wenn wir uns jetzt mit alten und halbvergessenen Geschehnissen befassen. Ich muß aber sagen, daß ich selber nach ziemlich langer Erfahrung mit sowjetrussischen Dingen nicht imstande bin, das russische Phänomen anders als in seiner historischen Perspektive ins Auge zu fassen, und ich bezweifle, daß eine Erörterung, die auf die historische Seite dieses Problems keine Rücksicht nimmt, vollständig und nützlich sein könnte.

Ich werde deshalb Ihre Geduld jetzt etwas in Anspruch nehmen müssen, indem ich mich heute nicht nur der früheren Geschichte, sondern eigentlich der Vorgeschichte der amerikanisch-sowjetischen Beziehungen zuwende und Sie bitte, mit mir zusammen — wenn auch ganz flüchtig — die Entwicklung dieser Vorgeschichte zu verfolgen.

Zu formellen diplomatischen Beziehungen zwischen dem russischen Reich und dem jungen amerikanischen Staat jenseits des Ozeans kam es erst im Jahr 1809. Man muß sich vergegenwärtigen, daß Rußland damals schon ein mächtiges, seit langem in die internationale Gesellschaft eingeführtes Reich war, dessen Bedeutung und Einfluß gerade zu dieser Zeit durch die napoleonischen Kriege gewachsen war, während die Vereinigten Staaten nur ein verhältnismäßig kleines und dünn besiedeltes Gebiet am Rande eines noch unentwickelten Kontinents bildeten. Angesichts dieser Tatsache waren es die Russen, die, als stolze und starke Großmacht, lange mit der Anerkennung der amerikanischen Regierung zögerten; so wie ein Jahrhundert später wiederum die Vereinigten Staaten sich erst viele Jahre

nach dem Entstehen des Sowjetstaates entschlossen, die Sowjetregierung anzuerkennen^{*)}).

Im allgemeinen kann man nicht sagen, daß die Beziehungen zwischen den beiden Ländern im Laufe des 19. Jahrhunderts weltpolitisch besonders wichtig waren. Für die Russen hatte dieser diplomatische Kontakt nur eine zweitrangige Bedeutung. Sie wurde vom russischen Hof hauptsächlich nach dem jeweiligen Stand der Beziehungen zu England beurteilt und behandelt, das heißt, wenn das russisch-englische Verhältnis gespannt war, trugen die Russen den Amerikanern gegenüber eine gewisse Nachsicht und Liebenswürdigkeit zur Schau und versuchten, die junge Republik, die schon eine nicht unbedeutende Flottenmacht entwickelte, gegen das mächtige England auszuspielen. Wenn sich dagegen die Beziehungen zwischen Rußland und England verbesserten, ließ das russische Interesse an den Vereinigten Staaten deutlich nach. Denn es kam hinzu, daß die amerikanische Republik, obwohl klein und unbedeutend, dennoch ein Hort des politischen Liberalismus und als solcher dem russischen Hof in ideologischer Hinsicht eigentlich höchst unwillkommen war.

Die Amerikaner andererseits, schon damals von einer gewissen Weltfremdheit befangen, fanden es schwierig, die wahren Gründe dieser Schwankungen der russischen Realpolitik zu verstehen, und neigten zu der Annahme, daß die Ursache in der persönlichen Einstellung des Zaren zu den Vereinigten Staaten zu suchen sei. Da nun die russisch-englischen Beziehungen meistens gespannt waren, wurden die Amerikaner gewöhnlich von den Russen mit betonter Höflichkeit behandelt. Auf diese Weise verbreitete sich in den Vereinigten Staaten die Auffassung, daß Rußland unter den europäischen

Großmächten der einzige Freund der Vereinigten Staaten wäre. Dieser Eindruck wurde durch die russische Einstellung zum amerikanischen Bürgerkrieg noch vertieft. Im Gegensatz zu den Engländern und Franzosen unterstützte die russische Politik die Anstrengungen des Nordens, das Land zusammenzuhalten. Die Russen wollten die Bedeutung der Vereinigten Staaten als Gegengewicht gegen die Engländer nicht geschwächt sehen. Deshalb wünschten sie nicht, daß das Land auseinanderfiele. Und in einem der schwärzesten Augenblicke des Krieges erschienen ganz plötzlich und ohne Ankündigung russische Flotteneinheiten in den Häfen von New York und San Franzisko und verbrachten da einige Monate. Wir wissen heute, daß diese Flottenbesuche aus Gründen geschahen, die mit dem amerikanischen Bürgerkrieg nichts zu tun hatten — daß die Russen gerade zu dieser Zeit wegen der polnischen Aufstände einen neuen Krieg mit den Engländern fürchteten und es vermeiden wollten, daß ihre Flotteneinheiten in russischen Häfen von den Engländern blockiert würden, wie es kurz vorher im Krimkrieg der Fall gewesen war. Aber von allen diesen Dingen verstand das weitentlegene Amerika, dessen Bevölkerung von der Leidenschaft und der Not eines Bürgerkrieges in Anspruch genommen war, überhaupt nichts. Man glaubte, die Flottenbesuche einfach einer freundschaftlichen Gesinnung des Zaren zuschreiben zu dürfen. Auf diese Weise entstand eine von jenen charakteristischen populären Legenden, die — wie mir scheint — sehr oft die politischen Einstellungen moderner Nationalstaaten beeinflussen und die meistens nur eine ganz entfernte Beziehung zur Wirklichkeit haben. Hier war es die Legende von der besonderen Freundschaft des russischen Zaren zu den Vereinigten Staaten.

Blättern in alten Depeschen

Was also das amerikanische Publikum betrifft, so galten die Beziehungen zu Rußland allgemein als gut. Die amerikanischen Diplomaten dagegen, die in Petersburg leben und arbeiten mußten, hatten eine etwas andere Ansicht. Die engere Berührung mit Hof und Politik in der zaristischen Hauptstadt ließ sie tiefer in die Wirklichkeit hineinschauen. Diese frühen amerikanischen Diplomaten litten unter der Atmosphäre des schweren persönlichen Despotismus, die besonders während der Regierungszeit des Zaren Nikolaus I. (1825—1855) das politische Klima der russischen Hauptstadt bestimmte, und sie unterließen es nicht, diesen unangenehmen Eindruck in ihren Depeschen nach Hause weiterzuleiten.

Vor zwanzig Jahren, zu einer Zeit, in der ich

^{*)} Da die hier mögliche Darstellung der amerikanisch-russischen Beziehungen im 19. Jahrhundert sehr skizzenhaft ausfallen muß, sei auf das Buch von Erwin Hölzle „Rußland und Amerika“ (Verlag R. Oldenbourg, München 1953) verwiesen. Diese gelungene Bearbeitung des bereits erschlossenen Materials bildet zugleich einen unabhängigen Beitrag zur Erforschung dieses Gebietes und bietet dem deutschen Leser eine ins einzelne gehende Darstellung der Vorgänge bis etwa zum Jahre 1875.

als Botschaftssekretär in Moskau tätig war, glückte es uns, im alten Pferdestall des ehemaligen amerikanischen Botschaftsgebäudes in Leningrad die Akten der Botschaft aus allen Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts aufzufinden. Ich hatte als erster das Vergnügen, in diesen alten Depeschen zu blättern. Da war ich erstaunt festzustellen, welche eintönige Ähnlichkeit zwischen den Unannehmlichkeiten bestand, über die sich die Diplomaten damals beklagten, und jenen, über die wir als amerikanische Diplomaten des 20. Jahrhunderts in Moskau auch ununterbrochen in unseren Depeschen nach Washington klagten. Diese Ähnlichkeit war so frappant, daß wir einmal zum Scherz eine diplomatische Depesche an unser Auswärtiges Amt schickten, die aus lauter Zitaten aus diesen alten Texten zusammengestellt war. Nur am Schluß der Depesche vermerkte der Botschafter, daß das Ehrgefühl ihn verpflichtete zu gestehen, daß die oben angeführten Behauptungen, obwohl heute ebenso wahr wie damals, nicht seine eigenen wären, sondern von seinem illustren Vorgänger stammten, der 80 Jahre früher in Petersburg residiert hatte.

So manches an diesen alten Depeschen hat immer noch einen bekannten Klang. Da klagten die verschiedenen Gesandten über die dauernde Bespitzelung, der sie ausgesetzt waren, über die Unzuverlässigkeit der Dienerschaft, über die Durchschnüffelung ihrer Post, über die Zensur, über die Weigerung der Regierung, irgend etwas über innerrussische Verhältnisse mitzuteilen, über die Unaufrichtigkeit und das Mißtrauen, mit denen sie von den russischen Behörden behandelt wurden, und über den allgemeinen Fremdenhaß der russischen Regierung. „Kein Volk“, heißt es in einem Bericht aus dem Jahre 1851, „braucht Ausländer nötiger, und keins ist so eifersüchtig auf sie.“ „Geheimhaltung und Geheimnistuerei sind bezeichnend für alles. Nichts Wissenswertes wird veröffentlicht. Man wird keine zwei Personen finden, die über die Stärke der Armee und der Flotte, über die Höhe der Staatsschuld oder über das Staatseinkommen einer Meinung sind. Meiner Ansicht nach wünscht

die Regierung nicht, daß solche Sachen bekannt werden sollen.“ „Die Vorspiegelung“, heißt es an anderer Stelle, „ist für die russische Regierung sowohl eine politische Taktik als auch eine Leidenschaft. Mit einem Teil ihrer Flotte im Baltikum, mit einem andern Teil im Schwarzen Meer, um den Sultan und die anderen östlichen Mächte einzuschüchtern, mit einer wahrlich mächtigen Landarmee, die, über das ganze Reich zerstreut, hin und her marschiert mit dem ganzen Aufgebot und der ganzen Großartigkeit des wirklichen Kriegsmanövers — dies alles macht ein prächtiges Bild im großen Rahmen, das von der Einbildungskraft des Volkes eher vergrößert als verkleinert wird. Die Mentalität des Volkes ist für diese Art von Finesse sehr empfänglich. Es herrscht unter den Russen ein merkwürdiger Aberglaube, daß sie prädestiniert seien, die Welt zu erobern, und die Gebete der Priester in den Kirchen sind mit Bitten vereinigt, diese heilige Mission zu beschleunigen und zu vollenden.“

Ich kehre in mein Land zurück, überzeugt, daß das republikanische System, obwohl es aus der eigenen Logik heraus nicht die moralisch höchste Regierungsform darstellt, doch praktisch die weiseste und mäßigste ist, weil es das Volk sowohl vor den Ausschreitungen demokratischer Willkür als auch vor den Mißbräuchen des Despotismus bewahrt. Man muß nach Rußland fahren, um die furchtbaren Folgen der Verschmelzung des westlichen Denkens und der westlichen Wissenschaft mit dem eigentümlichen Geiste Asiens zu sehen. Wenn Ihr Sohn in Frankreich je unzufrieden werden sollte, gebrauchen Sie mein Rezept: sagen Sie ihm, ‚fahr nach Rußland‘. Das ist eine höchst nützliche Reise. Denn wer Rußland einmal gesehen hat, wird zufrieden sein, irgendwo anders zu leben. Es ist immer gut zu wissen, daß es eine Gesellschaft gibt, in welcher das Glück unmöglich ist, weil der Mensch nach den Gesetzen seiner Natur nicht glücklich sein kann, ohne frei zu sein.“

Die Briefe des Marquis de Custine

In diesen Depeschen spiegelten sich — wie es mir jetzt scheint — die Gedankengänge des russischen Westlertums, vor allem des bekannten Schriftstellers Tschajedajews, und wahrscheinlich noch mehr des berühmten französischen Schriftstellers, des Marquis de Custine. Custine war ein junger französischer Adliger. Er fuhr nach Rußland, weil er von der Französischen Revolution tief enttäuscht war, und hoffte, in der ungebrochenen monarchischen Tradition Rußlands das politisch Gesunde und Solide zu finden, das er in Frankreich entbehrte. Entgegen seiner Erwartung war er von dem, was er in Rußland vorfand, aufs tiefste abgestoßen und entsetzt, und er schrieb an seine Freunde zu Hause eine lange Reihe von Briefen, die meines Erachtens zu den hervorragendsten und einsichtigsten politischen Reiseeindrücken aller Zeiten zählen.

Die heutige russische Emigration hört nicht gerne von Custine. Sie deutet mit Recht darauf hin, daß er die russische Sprache nicht beherrschte, nur mit Hof- und Regierungskreisen in Verbindung kam und keine Kenntnis hatte von anderen Seiten des russischen Lebens, vor allen Dingen von den kulturellen Strömungen der Zeit und von der Oppositionsbewegung, die sich damals schon unter der Oberfläche zu entwickeln begann. Das stimmt wohl alles; aber man kann nicht umhin anzuerkennen, daß die Briefe von Custine als eine Art anatomische Studie des politischen Despotismus überhaupt und des russischen Despotismus im besonderen noch heute von geradezu klassischer Bedeutung sind. Es tritt in ihnen eine so große Weisheit zutage, in so schöner schriftstellerischer Form ausgedrückt, daß ich mit Vergnügen den ganzen Tag Zitate daraus vorlesen könnte. Aber vielleicht genügt es, folgende Auszüge als Beispiele zu notieren:

„Die Russen sehen in Europa eine Beute, welche ihnen früher oder später infolge unseres Zwiespaltes anheimfallen muß. In Petersburg sagt man, Europa wird den Weg Polens gehen; es wird sich in nutzlosem Liberalismus aufreiben,

während wir stark bleiben, ausgerechnet deshalb, weil wir nicht frei sind. Aber die glänzende Zukunft, von der die Russen träumen, hängt nicht von ihnen allein ab. Wenn die Leidenschaften im Westen abklingen, wenn zwischen den europäischen Völkern und ihren Regierungen wieder Harmonie hergestellt sein wird, dann kann sich die gierige Hoffnung der slawischen Aggressoren als eine Chimäre erweisen. Daher die große Gefahr, ihnen Einfluß auf unsere Politik und die unserer Nachbarn zu gewähren. Als ich Frankreich verließ, war ich von dem Mißbrauch entsetzt, den wir mit der Idee der Freiheit übten.

Von einer gewissen Bedeutung für die spätere Entwicklung der Beziehungen zwischen den beiden Ländern war der Verkauf von Alaska an die Vereinigten Staaten im Jahre 1867. Hier waren es wiederum keine sentimentalen Beweggründe, die die russische Regierung zu diesem Schritt bewegten. Seit dem Krimkrieg war man sich in Petersburg vollkommen klar darüber, daß man gegebenenfalls nicht imstande sein würde, dieses Gebiet militärisch zu verteidigen — nicht einmal gegen die Amerikaner, wenn es darauf ankommen sollte. Man befürchtete in Petersburg, daß dieses Gebiet bald unter großem Prestigeverlust für die russische Regierung verlorengehen könnte, wenn es nicht auf friedlichem Wege den Besitzer wechselte. Das enorme Gebiet mit allen seinen Reichtümern, zu denen auch große Goldvorkommen gehörten, wurde also von der russischen Regierung für sieben und eine halbe Million Dollar an die Vereinigten Staaten verkauft — und dabei klagten noch einige entrüstete amerikanische Senatoren, das wäre zu teuer.

Spätere Historiker haben die Bereitschaft des Zaren, das Gebiet zu verkaufen, mit der Behauptung zu erklären versucht, der Zar hätte von den Reichtümern des Landes nichts gewußt. Wahr ist eher das Gegenteil — nämlich, daß der Zar über die Reichtümer sehr gut unterrichtet

So schrieb vor 120 Jahren dieser tiefblickende französische Marquis. Die Briefe wurden, wenn ich mich nicht irre, Anfang der vierziger Jahre in Frankreich veröffentlicht und machten, wie ich schon vorhin sagte, auf die in Petersburg lebenden westlichen Diplomaten, einschließlich der Amerikaner, einen großen Eindruck. An diesen Briefen hat man auch Gelegenheit, festzustellen, daß in der ganzen Problematik der amerikanisch-sowjetischen Beziehungen ein nicht unerheblicher Bestandteil aus der Vergangenheit vererbt und historisch bedingt ist. Um diesen Punkt zu betonen, habe ich mir erlaubt, diese Auszüge aus Dokumenten zu zitieren, die sonst zu unserem Thema keine direkte Beziehung hätten.

Der Verkauf von Alaska

war und gerade deshalb befürchtete, daß das Gebiet bald den Blick der anderen Mächte auf sich lenken könnte. So zog er die Nachbarschaft der Vereinigten Staaten in Alaska dem Risiko vor, das Gebiet einmal gegen die Engländer verteidigen zu müssen. Auf alle Fälle muß man anerkennen, daß dieser Verkauf die späteren Beziehungen zwischen den beiden Ländern erheblich erleichtert hat. Wenn er damals nicht zustande gekommen wäre, so würde es ohne Zweifel viel früher zu einer Spannung zwischen Amerika und Rußland gekommen sein. Denn nur einige Jahre später brach der bekannte Goldrausch aus, der amerikanische Abenteurer zu Tausenden nach Alaska lockte und das amerikanische Publikum zum ersten Male auf die reichen Bodenschätze der Halbinsel nachdrücklich aufmerksam machte.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurde das eben gezeichnete Bild der amerikanisch-russischen Beziehungen durch ein neues Moment ergänzt und geändert. Es entstand nämlich in der amerikanischen Öffentlichkeit ein starkes ideologisches Ressentiment gegen das Zarenregime. Dies kam teilweise dadurch zustande, daß die Leiden der russischen politischen Gefangenen in der sibirischen Verbannung während der achtziger Jahre der amerikanischen Intelligenz zum ersten Male zur Kenntnis gebracht wurden. Daß

dies geschah, war in großem Maße das Verdienst eines Namensvetters und Verwandten von mir, des älteren George Kennan, dessen Schicksal ich durch Zufall in vieler Hinsicht bis auf den gemeinsamen Namen und Geburtstag geteilt zu haben scheine. Dieser ältere Kennan hatte gegen Ende des 19. Jahrhunderts einen so großen Einfluß auf die Einstellung der amerikanischen öffentlichen Meinung zu Rußland, daß es sich vielleicht lohnt, etwas von seiner Tätigkeit zu erzählen.

Er kam als Zwanzigjähriger, in den sechziger Jahren, nach Sibirien, und zwar unter folgenden merkwürdigen Umständen. Der erste Versuch, ein Kabel über den Atlantik zu legen, war damals eben gescheitert. Eine Zeitlang zweifelte man, daß es je möglich sein würde, eine solche telegraphische Verbindung über den großen Ozean herzustellen. Man wandte sich deshalb der Idee zu, eine telegraphische Leitung durch Kanada, Alaska, durch die Beringstraße und Sibirien zu legen, um das amerikanische Telegraphennetz über das russische mit dem europäischen zu vereinigen. Der junge Kennan wurde im Jahre 1867 als Mitglied einer vierköpfigen Expedition nach Ostsibirien mit der Aufgabe gesandt, das unendliche Polargebiet zwischen der Beringstraße und dem Amurbezirk zu erforschen. Anderthalb Jahre mühten sich die Mitglieder dieser kleinen Expedition, von der Außenwelt völlig abgeschnitten und auf sich selbst angewiesen, mit ihrer schweren Aufgabe ab, wobei der junge Kennan manchmal wochenlang vollkommen allein mit Hundeschlitten bei 40 bis 50 Grad Kälte durch die sibirische Einöde fahren mußte. Als die Arbeit zu Ende war und ein Schiff wie vereinbart nach Nikolajewsk kam, um die Mitglieder der Expedition abzuholen, brachte das Schiff die Nachricht mit, daß es doch

schließlich gelungen war, das Kabel über den Atlantik zu legen, und daß die ganze sibirische Expedition deshalb umsonst gewesen war. Kennan fuhr dann über Sibirien und das europäische Rußland nach Hause zurück. Auf diese Weise bekam er seine seltene Kenntnis der Geographie und der Bevölkerung des ungeheuren, damals noch sehr entlegenen und wenig bekannten sibirischen Raumes.

Zwanzig Jahre später kehrte er wieder nach Sibirien zurück, diesmal schon als erfahrener Journalist, um zwei Jahre lang das russische Exilsystem zu untersuchen. Darüber schrieb er ein sehr bekanntes Buch und hielt jahrelang Vorträge in den großen amerikanischen Städten über russische Zustände. Diese Beschreibungen des schweren Schicksals des russischen politischen Gefangenen machten auf die alteingesessene, gebildete Schicht Amerikas einen großen Eindruck. Hier wirkte wiederum dieselbe Weltfremdheit mit, die ich vorhin erwähnte. Die Amerikaner dieser Zeit, unsere Eltern und Großeltern, hatten eigentlich vergessen, wieviel Grausamkeit und Elend es noch in der Welt gab. Es war für die ganze führende Gesellschaft der angelsächsischen Länder in der Zeit um die Jahrhundertwende bezeichnend, daß man glaubte, solche Dinge wie körperliche Grausamkeiten und Erniedrigung des Einzelmenschen im Zuge des allgemeinen Fortschritts der Zivilisation überwunden zu haben. Als dann durch die Berichte über die sibirische Verbannung der Vorhang etwas aufging und diesen Menschen ein Bruchteil dessen sichtbar wurde, was an politischer Unterdrückung in der Welt noch existierte, waren sie voller Staunen und Entrüstung und ließen sich in ihren Gefühlen der zaristischen Regierung gegenüber stark beeinflussen.

Der Einfluß der Juden

Ein ebenso wichtiger Faktor bei der Veränderung der amerikanischen öffentlichen Meinung Rußland gegenüber war der wachsende Einfluß der aus Rußland nach Amerika eingewanderten Juden. Sie werden sich erinnern, daß mit der Einverleibung der Ukraine und eines großen Teils von Polen das russische Reich einen erheblichen Teil des Weltjudentums in seine Grenzen einbezog — eine sehr bedenkliche Entwicklung in einem Lande, wo das religiöse Gefühl immer sehr stark mit dem Nationalbewußtsein verbunden war. Zu ersten inneren Schwierigkeiten kam es aber erst mit der starken Entwicklung der revolutionären Bewegung in Rußland in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und besonders nach der Ermordung des Zaren Alexander II. im Jahre 1881. Damals begann eine Reihe von schweren Pogromen und antisemitischen Ausschreitungen aller Art — eine Erscheinung, die bis zum zweiten Weltkrieg andauerte. Diese Entwicklung begünstigte — ja verursachte zum Teil — eine große Abwanderung russischer Juden nach den Vereinigten Staaten. Im Jahre 1882 waren in den Vereinigten Staaten nur 230 000 Juden, fast ausschließlich deutscher Abstammung. Dreißig Jahre später, kurz vor dem ersten Weltkrieg, waren es schon zwei Millionen, also fast

das Zehnfache, und ein großer Teil der Neuangekommene stammte aus Rußland.

Diese zwei Strömungen der öffentlichen Meinung — das fromme Entsetzen der altamerikanischen protestantischen Oberschicht über die politische Unterdrückung in Rußland und die düsteren Erfahrungen der aus den russischen Westgebieten neu eingewanderten Juden — trafen sich am Anfang dieses Jahrhunderts in einer allgemeinen Auflehnung der öffentlichen Meinung gegen den zaristischen Despotismus. Dies geschah ironischerweise in einer Zeit, als das zaristische System — in den Jahrzehnten unmittelbar vor der Revolution — eigentlich bereits stark liberalisierte Züge annahm. So kam es, daß man dem Zarentum am Anfang des 19. Jahrhunderts, also zu einer Zeit, in der der politische Despotismus in Rußland tatsächlich bedrückend war, in Amerika sehr freundlich gegenüberstand, während sich die amerikanische Öffentlichkeit am Anfang des 20. Jahrhunderts, als der Absolutismus in Rußland schon stark im Abflauen begriffen war, gegen ihn auflehnte.

Zu praktischen Schwierigkeiten in den formellen Beziehungen zwischen den beiden Staaten kam es nur durch die Auswirkungen der jüdischen Einwanderung. Zum Beispiel entstanden

erhebliche Unannehmlichkeiten dadurch, daß die Russen die Auslieferung politischer Flüchtlinge jüdischer Abstammung verlangten. Die Juden waren an der revolutionären Bewegung in Rußland sehr stark beteiligt, was sowohl bei der russischen Regierung als auch bei einem Teile der Bevölkerung eine ganz besondere Erbitterung hervorrief. Ab und zu fanden Vertreter dieses revolutionären Judentums, die aus Rußland geflohen waren, den Weg nach Amerika. Dort wurden sie vom Publikum als politische Flüchtlinge angesehen und entsprechend gefeiert. Die russische Regierung dagegen beschuldigte sie krimineller Verbrechen und verlangte ihre Auslieferung. Dabei muß man berücksichtigen, daß in Rußland die Trennungslinie zwischen politischen und kriminellen Verbrechen nicht immer sehr deutlich war. Was sollte unter diesen Umständen die amerikanische Regierung machen? Schickte sie diese Leute zurück, so war das amerikanische Publikum entrüstet, verweigerte sie die Auslieferung, so nahm es die russische Regierung als eine Unfreundlichkeit und manchmal als Herausforderung auf.

Noch größere Schwierigkeiten entstanden aus den Versuchen eingebürgerter amerikanischer Juden, unter dem Schutz eines amerikanischen Passes wieder am geschäftlichen Leben in Rußland teilzunehmen, um auf diese Weise den Beschränkungen auszuweichen, die dort für die jüdische Bevölkerung noch galten.

Durch solche Reibereien kam es kurz vor dem ersten Weltkrieg zu einer ziemlichen Spannung der Beziehungen zwischen den zwei Regierungen und schließlich, seitens der Amerikaner, zur Kündigung des Wirtschaftsvertrages, der seit 75 Jahren in Kraft gewesen war.

Dann kam der Weltkrieg. Trotz des fehlenden Wirtschaftsvertrages blühte der Handel mit Rußland in den ersten Kriegsjahren. Die politischen Beziehungen dagegen blieben kühl. Die jüdischen Bankiers in New York waren damals, so merkwürdig das auch heute klingen mag, stark deutschfreundlich, weil sie eben antirusisch waren. Ihr Einfluß wurde in Washington für die Einhaltung der Neutralität und gegen die Unterstützung der Entente geltend gemacht, und obwohl dieser Einfluß nicht stark genug war, um den Eintritt Amerikas in den Krieg auf der Seite der Entente im Jahre 1917 zu verhindern, so war er doch jedenfalls eine der Ursachen, daß diese Entwicklung nicht schon früher eintrat.

Die erste russische Revolution, die im März 1917 ausbrach, war — wie Sie sich erinnern werden — noch nicht die bolschewistische, sondern eine bürgerlich-liberale. Diese erste Revolution löste in den Vereinigten Staaten allgemeine Begeisterung aus. Nicht nur das, sie erleichterte der amerikanischen Regierung ganz erheblich die endgültige Klärung ihres Verhältnisses zum Weltkrieg. Gerade zu dieser Zeit hatten sich die Beziehungen zu Deutschland außerordentlich zugespitzt. Anfang Februar 1917 hatten die Deutschen den unbeschränkten U-Boot-Krieg proklamiert. Von diesem Augenblick an war der Eintritt Amerikas in den Krieg gegen Deutsch-

land nur noch eine Frage der Zeit. Die Tatsache aber, daß das zaristische Rußland als Mitglied der Entente an dem Krieg gegen Deutschland teilnahm, hatte den amerikanischen Staatsmännern die Entscheidung zugunsten der Entente erschwert. Viele Amerikaner spürten das Bedürfnis, der Beteiligung Amerikas am Kriege gegen Deutschland eine ideologische Bedeutung beizulegen und sie als eine Art Kreuzzug gegen das vermeintlich von der kaiserlichen Regierung verkörperte Prinzip des Absolutismus darzustellen. Wie aber sollte man das machen, solange das russische Zarentum auf derselben Seite mitkämpfte? Aus dieser Verlegenheit befreite die amerikanische Regierung ganz plötzlich und unerwartet im März 1917 der Sturz des Zarentums und der scheinbare Übergang Rußlands zu einem liberalen und republikanischen Regierungssystem. Man kann sich vorstellen, daß in Washington die Freude und Erleichterung groß waren. Der Eintritt Amerikas in den Krieg erfolgte drei Wochen später — von der ersten russischen Revolution zwar nicht bedingt, aber sehr erleichtert.

Krieg, ein schlechter Berater der politischen Staatskunst

Als erste dieser Unzulänglichkeiten möchte ich den allgemeinen Mangel an Verständnis für die Geschichte der internationalen sozialistischen Arbeiterbewegung erwähnen. Dieser Mangel an Verständnis war für den ganzen damaligen amerikanischen Regierungsdienst bezeichnend. Er bezog sich besonders auf den marxistischen Flügel der revolutionären Opposition in Rußland. Über die bürgerlichen Oppositionsparteien und die Anarchisten hatten die Amerikaner etwas gehört — über die Sozialrevolutionäre auch ziemlich viel —, über die Sozialdemokraten aber fast überhaupt nichts. Weder mit den Persönlichkeiten noch mit der grundsätzlichen Einstellung der Sozialdemokratischen Partei, aus deren Reihen die Bolschewiki hervorgegangen waren, waren die amerikanischen Diplomaten dieser Zeit (von den Staatsmännern will ich ganz absehen) auch nur im geringsten vertraut. Die Bolschewiki wurden zum Beispiel in den amtlichen Depeschen vielfach mit den sogenannten Maximalisten verwechselt — scheinbar durch eine zufällige Ähnlichkeit der zwei Bezeichnungen in der englischen Übersetzung. Dazu wurde öfters der viel ernstere Fehler gemacht, die Bolschewiki für Anarchisten zu halten, was sie erst recht nicht waren. Diese Unkenntnis, an der nicht nur die Amerikaner, sondern auch die Vertreter der anderen Ententemächte krankten, beeinträchtigte natürlich aufs schwerste das Verständnis für die Entwicklung der politischen Verhältnisse in Rußland in den Monaten, die auf die Märzrevolution folgten.

Dazu kam noch die Neigung, die Ereignisse in Rußland viel zu sehr nach ihrem Verhältnis zum Weltkrieg zu beurteilen und viel zu wenig als Ausdruck einer tiefgehenden, für die Zukunft enorm wichtigen Änderung im russischen Staatswesen. Infolge dieses Fehlers wurde der deutsche Einfluß auf die Ereignisse erheblich überschätzt, und den Deutschen wurden Dinge zugeschrieben, mit denen sie in Wirklichkeit herzlich wenig zu

Wie sich aber herausstellte, war diese freudige Reaktion in Washington verfrüht und unbedeutend. Die Tage der neuen provisorischen Regierung sollten kurz und voll Kummer sein. Auch sah sich die amerikanische Diplomatie nicht in der Lage, die Situation, die in den darauffolgenden Monaten in Rußland herrschte, zu verstehen oder zu beeinflussen. Die Gründe dieser Ratlosigkeit sind in einigen Eigenschaften zu suchen, die der amerikanischen Diplomatie eigentümlich waren und ihr eine tiefere Einsicht in die russischen Verhältnisse äußerst erschwerten. Da diese Unzulänglichkeiten auch später in der Sowjetzeit eine Rolle spielten, lohnt es sich vielleicht, jetzt schon, am Schluß dieser Vorlesung, sie etwas näher zu betrachten. Ich wiederhole: es handelt sich hier um die Gründe, aus denen die amerikanische Politik in den Monaten März bis November 1917 der provisorischen Regierung gegenüber so wenig erfolgreich war — aus denen die amerikanischen Staatsmänner es nicht fertig brachten, die Novemberrevolution irgendwie zu verhindern, ja, schließlich so wenig auf sie vorbereitet waren.

tun hatten. Für das damalige deutsche Oberkommando muß es höchst schmeichelhaft gewesen sein, zu erfahren, wessen es nicht alles für fähig gehalten wurde. Durch diese verzerrende Linse gesehen waren die Bolschewiki zum Beispiel alle deutsche Agenten; die Demoralisation der russischen Truppe war die Folge deutscher Intrigen; die Deutschen waren auf dem Wege dazu, ganz Rußland unter ihre direkte Herrschaft zu bringen, um es dann als Vasallen gegen die Entente auszuspielen. Gewiß bemühten sich die Deutschen nach Kräften, ihren Einfluß in allen diesen Richtungen geltend zu machen. Sie führten ja Krieg, und die Bedingungen, die sie etwas später in Brest-Litowsk den russischen Unterhändlern stellten, zeigten, daß sie es mit diesem Krieg ernst meinten. Aber die Vorstellungen, die alliierte Kreise damals von dem Ausmaß des deutschen Einflusses sowie von der Großartigkeit der deutschen Pläne hatten, waren stark übertrieben. Hier zeigte sich schon etwas, was wir auch in der späteren Geschichte der amerikanisch-sowjetischen Beziehungen festzustellen Gelegenheit

Verhängnisvolle Bedeutung der Russischen Revolution

Aber der amerikanische Einfluß und der Einfluß der Alliierten überhaupt war gerade auf das Gegenteil gerichtet. Die Alliierten, ausschließlich mit dem Weltkrieg beschäftigt, drängten darauf, daß Rußland noch weiter Krieg führen sollte, und die provisorische Regierung bemühte sich nach Kräften, wenn auch mit wenig Erfolg, diesem Wunsche nachzukommen. Der Versuch aber, den an der Ostfront abgeflauten Krieg wieder aufleben zu lassen, bildete für die schwache Regierung eine übermäßige politische Belastung, die zu ihrem endgültigen Mißerfolg und zur bolschewistischen Machtübernahme wesentlich beitrug.

So sieht man also an diesem Beispiel, daß die Ansprüche, die sich aus der Logik der Kriegs-

haben werden: nämlich daß der Krieg ein schlechter Berater der politischen Staatskunst ist und daß einer realistischen Einschätzung der äußeren Wirklichkeit nichts unzuträglicher ist als eine Kriegspsychose.

Berücksichtigt man diese Begrenzung des Blickfeldes, so überrascht es nicht, daß die amerikanische Diplomatie der provisorischen russischen Regierung gegenüber schwere Fehler machte und wenig Erfolg hatte. Vor allen Dingen fand sie es schwierig, den merkwürdigen Zwiespalt der staatlichen Macht zwischen der Regierung und dem Petersburger Sowjet zu verstehen, der diese ganze Periode kennzeichnete. Der Petersburger Sowjet war — wie manche von Ihnen sich erinnern werden — eine lose, mehr oder weniger spontan zusammengestellte Körperschaft, in der die Industriearbeiter und die Soldaten der stark demoralisierten Garnison der russischen Hauptstadt vertreten waren. Im Laufe der Monate nach der Märzrevolution kam diese Körperschaft, an der eine energische bolschewistische Fraktion mitbeteiligt war, immer mehr unter bolschewistischen Einfluß. Nun war es eigentlich so, daß von Anfang an die Macht, die in Petersburg die Straßen beherrschte, in den Händen dieses Sowjets lag und nicht bei der provisorischen Regierung. Im Frühling und Sommer 1917 hätte der Sowjet fast zu jeder Zeit ohne besondere Schwierigkeit die staatliche Macht in der Hauptstadt selbst an sich reißen können. Die Bolschewiken beeilten sich nur deshalb nicht mit der Machtübernahme, weil sie Zeit brauchten, um ihre Organisation in der Provinz auszubauen und um die weitere moralische Zerrüttung der Truppe so lange abzuwarten, bis die Armee als politisches Werkzeug ihrer Gegner untauglich geworden war. Die politische Stellung der provisorischen Regierung war unter solchen Umständen selbstverständlich äußerst schwach. Sie hätte wahrscheinlich nur dann verstärkt werden können, wenn Rußland sofort aus dem Krieg hätte herausgezogen werden können und wenn Kerensky und seine Kollegen in der Regierung imstande gewesen wären, von sich aus die große Bauernarmee aufzulösen und die Karte der Bodenreform, von der die Bolschewiken später mit solchem Erfolg Gebrauch machten, selbst vorher auszuspielen.

handlungen ergaben, im stärksten Widerspruch zu den Bedürfnissen einer gesunden Entwicklung der Verhältnisse in Rußland und in Europa überhaupt standen. Der russische Bolschewismus — wie so viele Übel unserer Epoche — war in vieler Hinsicht das Produkt dieses unendlich traurigen, langen und sinnlosen Blutvergießens, das wir immer noch unter dem Namen des ersten Weltkrieges in Erinnerung haben.

Meine deutschen Freunde — es ist nicht das letztmal, daß wir Gelegenheit haben werden, an dem Beispiel der amerikanisch-russischen Beziehungen festzustellen, in welchem starkem und tragischem Gegensatz zu den tieferen Ansprüchen der Entwicklung unserer westlichen Zivilisation die beiden Weltkriege dieses Jahrhunderts

standen, welche ungeheuren Torheiten und Mißgriffe am Körper unserer gemeinsamen abendländischen Kultur sie eigentlich waren. Viel besser, als daß die Alliierten 1917 die Russen wieder zum Krieg hetzten, wäre es gewesen, wenn wir uns damals schon alle — Deutsche und Amerikaner zusammen — unserer Gemeinschaft als Mitglieder einer einzigen Kulturwelt erinnert, uns demütig und gesenkten Hauptes von diesen traurigen Schlachtfeldern entfernt und den dringenden Aufgaben des Friedens zugewandt hätten.

Aber so wollte es das Schicksal nicht haben. Der Krieg dauerte noch an. Mit ihm entstand, als unerbittliche Gottesstrafe für den unverzeihlichen Bruderzwist innerhalb der westlichen Staatengemeinschaft, der Bolschewismus. Und die traurigste von allen Tatsachen, die wir heute festzustellen haben, ist nun diese letzte, daß auf beiden Seiten die Menschen, die damals an der großen Politik mitwirkten, von allen diesen Realitäten eigentlich keine Ahnung hatten, und daß insbesondere die amerikanischen Staatsmänner, die es mit der bolschewistischen Revolution

im November 1917 zu tun hatten, am wenigsten verstanden, wie es eigentlich dazu gekommen war, worin ihr eigener Fehler bestand und welche enorme und verhängnisvolle Bedeutung für die ganze Welt diese russische Revolution am Ende haben sollte.

In der nächsten Vorlesung werden wir uns nun den Ereignissen zuwenden, die in der Zeit unmittelbar nach der bolschewistischen Machtübernahme die Beziehungen zwischen den beiden Ländern bestimmten.

WOLF VON BAUDISSIN

Probleme praktischer Menschenführung in zukünftigen Streitkräften

Vortrag vor der Studiengesellschaft für praktische Psychologie in Essen am 29. Oktober 1954.

Jeder, der Menschen führen will oder soll, muß versuchen, sich darüber klar zu werden, welche Menschen er führt, wohin und wozu er sie führen will. Wir müssen also zunächst nach den Aufgaben des zukünftigen Soldaten fragen, nach den inneren Voraussetzungen, die er mitbringt, bzw. die ihn erst zur Erfüllung seines Auftrages befähigen. Die Verflechtung aller Lebensabschnitte unserer arbeitsteiligen Welt miteinander läßt auch in den Streitkräften gleiche Probleme praktischer Menschenführung erwachsen wie in allen anderen Gemeinschaften, in welchen menschliche Beziehungen und gemeinsames Handeln eine hervorragende Rolle spielen. Die besondere Zuspitzung der Forderungen und die damit verbundenen Schwierigkeiten, die den soldatischen Bereich kennzeichnen, werden deutlich, wenn man von den Anforderungen ausgeht, die der kalte und heiße Krieg an den Soldaten in gesteigertem Maße stellt.

Es ist gewiß ein fragwürdiges Unterfangen, zwei so komplexe und in ihrer Vielschichtigkeit verwirrende Fragenkreise mit wenigen Strichen zu umreißen, wie ausgerechnet den Krieg und die Jugend. Der Krieg ist — wie uns die atomaren Vernichtungsmittel mit größter Eindringlichkeit zeigen — längst unserem Vorstellungsvermögen und unseren Führungskünsten enteilt und hat uns als hilflose Zauberlehrlinge zurückgelassen. Die Jugend ist so differenziert nach Herkunft, Erleben, Beruf und Alter, daß jedes Urteil in unzulänglicher Weise vereinfachen muß. Dennoch ist der Versuch einer begrifflichen Fixierung notwendig, will man nicht in jenen Vorstellungen und Erfahrungen der Vergangenheit steckenbleiben, die den Gegebenheiten von morgen nicht mehr entsprechen. Nur so lassen sich die Fragen praktischer Menschenführung in den zukünftigen Streitkräften sachgemäß betrachten und beantworten.

Die Aufgabe des Soldaten

Aufstellung und Ausbildung zukünftiger deutscher Streitkräfte vollziehen sich inmitten einer Auseinandersetzung, deren Charakter der Begriff „Permanenter Bürgerkrieg“ treffend bezeichnet. Die Menschheit — insbesondere unser Volk — ist durch das Totalitäre in seiner Existenz gefährdet, d. h. durch ein Lebensprinzip bedroht, das die totale Unterwerfung des Einzelnen unter eine Ideologie oder einen Menschen fordert und alle personalen Werte leugnet. In dieser Auseinandersetzung gibt es keine räumlichen, zeitlichen oder sachlichen Grenzen; in

ihr ist jeder Träger, Mittel und Ziel zugleich. Neutralität ist nicht möglich; ihr Versuch bedeutet im Grunde bereits Option für die Gegenseite.

In diesem Sinne ist auch die Aufstellung der Streitkräfte nur ein Akt der großen Auseinandersetzung; auch sie müssen einen wichtigen Abschnitt der inneren Front bilden und halten. Es geht darum, mit und hinter ihnen etwas aufzubauen, das möglichst allen Menschen verteidigungswert erscheint; das einen Angriff von außen nicht herauslockt, weil es das Totalitäre innerlich überwunden hat.

Wir meinen, daß auch der einzelne Soldat aus diesen Zusammenhängen schon deshalb nicht ausgeklammert werden kann, weil gerade sein Tun und Handeln eminent politisch geworden ist. Wenn zwar alle Menschen — Soldat und Nichtsoldat — herausgefordert, bedroht und beteiligt sind, so ist es der Soldat doch in besonderer Weise. Er soll eine Gemeinschaft sichern, welcher er weitgehend entfremdet ist. Er soll sie vor Gefahren schützen, die zu jeder Zeit, aus allen Richtungen und in zahllosen Verkleidungen zugleich ihn selber bedrohen. Und das alles in der Verworrenheit einer Welt der aufgeklafften, begrifflichen, staatlichen, politischen und taktischen Fronten, in welcher der Soldat im Nebel der Propaganda oft nur auf sich selbst und seine nächste Umgebung zurückgeworfen ist.

In solcher Dschungelsituation ist der „blinde Staatsbürger“ als Kämpfer auf die Dauer nicht mehr kriegstüchtig. Hier kann im Grunde genommen nur der bestehen, der aus eigener Entscheidung den Maßstab fand für Freund und Feind. Isolierte Nester sind zudem bei der Härte und Weltweite des Kampfes weder im Geistigen oder Politischen, noch im Wirtschaftlichen oder Militärischen zu halten. Sie werden umgangen, sofern ihre Verteidiger — im Bewußtsein ihrer Verlorenheit — nicht schon vorher aufgeben.

So fordert die zukünftige Aufgabe — die Gefechtssituation werde ich später noch beleuchten — vom Soldaten erheblich mehr an Einsicht, Übersicht, Entscheidung und Dienstbereitschaft, als es die Vergangenheit tat. Sie ruft ihn aus einem Leben, das unsere Verantwortlichkeiten weitgehend überdeckt, ja, verantwortungsbewußtes Handeln Einzelner häufig fürchtet, zum letzten Einsatz seiner Existenz — ohne daß immer deutlich wird, vor wem eigentlich die Verantwortung zu tragen ist.

Die Jugend

Physisch besteht ein offensichtliches Mißverhältnis zwischen körperlichem Wachstum und geistiger Entwicklung. Meist hoch aufgeschossen — schlank und frühreif in den organischen Funktionen scheint ihr Denken und Empfinden gegenüber den Aufgaben der jeweiligen Altersstufe doch unzulänglich. Das schließt nicht aus, daß sie den vordergründigen Anforderungen der Signalwelt gegenüber recht sicher und routiniert antwortet. Die Technik ist ihnen vertraut; doch sie verfallen ihr leicht und ohne Abstand oder nachhaltige Überlegung. Hinter einer äußeren Sicherheit steht aber eine merkbare Unsicherheit gegenüber den tieferen Bereichen des seelischen und geistigen Lebens, ein verblüffender Mangel an Phantasie und Spieltrieb.

Die „Nestwärme“ der Familie fehlte ihnen oft in den entscheidenden Jahren. Sie waren vielfach auf sich zurückgeworfen und reagieren jetzt entsprechend. Ihre Einstellung zur Gemeinschaft ist zwiespältig. Sie geben sich ihr ungern hin, lassen sich auf keinen Fall von ihr vergewaltigen — trotz aller Sehnsucht nach festen Halten im menschlichen Kreis. Zur Familie steht die Jugend positiv, auch wenn sie nicht so sehr eine seelische, gottgewollte Gemeinschaft in ihr fühlt, als vielmehr eine kleine Zelle von zuverlässigen Partnern, die sich gegenseitig stützen. Anonymen Masseneinrichtungen und Gesellschaften gegenüber verharren sie in Skepsis. An kleine, überschaubare Gemeinschaften binden sie sich schon eher, wenn auch ohne Begeisterung.

Es ist ihr Wunsch, früh zu heiraten. Sehr bezeichnend ist die Beobachtung von Bednarik, daß die Jugendlichen zwar Mitglieder der Gewerkschaften sind, aber ohne tieferes Interesse. Ihre Zurückhaltung ist beinahe fatalistisch zu nennen. Ihr Bestreben, „schnell fertig zu werden“, um materiell gesichert zu sein und ihre hohe Einschätzung des Geldes geht oft bis zum krassen Materialismus. Der Ehrgeiz, im Berufsleben höher zu kommen, treibt sie zu Forderungen, die den Leistungen oft nicht entsprechen.

Ihr Abstand zur älteren Generation, die ihnen nicht sonderlich glaubwürdig erscheint, ist groß. Sie fühlen sich oft nicht verstanden und suchen die Gesellschaft Gleichaltriger. Zur Geschichte haben sie kein Verhältnis. Neben einem Mangel an geschichtlichem Bewußtsein fehlen oft die primitivsten Kenntnisse. Traditionen aller Art bedeuten ihnen nicht viel, obwohl sie sie „mitmachen“, sobald es sich als lohnend erweist (Studentische Korporationen). Das Wort geht ihnen leichter vom Mund als früher. Aber sie reagieren mit Empfindlichkeit gegen Phrasen und demagogische Töne, hinter denen sie keine Haltung wahrzunehmen glauben. Ihr Bewußtsein für Autorität ist jedoch geschärft. Nichts erscheint ihnen beispielhafter als eine saubere Identität von Wort und Tat. Sie hungern im Grunde ihrer Seele nach souveräner Bestimmtheit des Charakters und nach Freimut — mit anderen Worten: nach Autorität in einer autoritätsfeindlichen Zeit.

Zum Staat ist ihre Einstellung noch skeptisch, obwohl sich deutliche Ansätze einer positiveren Haltung erkennen lassen. Von der Demokratie wissen sie im allgemeinen nur, daß sie ihnen Rechte sichert, auf deren Wahrung sie großen Wert legen. Über ihre sittlichen Verpflichtungen der Gemeinschaft gegenüber denken sie nüchtern. Sie sind mißtrauisch gegen jede Beeinflussung von oben. Gewisse Notwendigkeiten, sich einzuordnen, erkennen sie aus praktischen Erwägungen an. Freiheit erscheint ihnen als Wert, obwohl sie sie noch oft mit Ungebundenheit verwechseln und kein richtiges Ziel in ihr sehen. Verantwortung nehmen sie ungern auf sich. Lieber bleiben sie ungebunden und für sich, obgleich 30% aller Jugendlichen organisiert sind.

Ihre Bildung wollen sie meist möglichst leicht durch Kino, Radio und Illustrierte erwerben. Es soll alles einfach, bildlich und schnell erreichbar sein. Vor Logik und Abstraktion haben sie Scheu. Lange durchgehaltene Bemühungen einsamer Arbeit sind ihnen unerfreulich, weil sie wenig realen Nutzen darin sehen. Der Religion begegnen sie mit befremdeter Achtung, jedoch ohne Spott. Allerdings scheinen sich hier breitere Ansätze zum Tiefgang der Seele in unseren Jugendlichen zu finden. Sie vertrauen insgesamt lieber ihrer Einsicht, als ihrem Gefühl. Sie wollen ernstgenommen und anerkannt sein — das ist für sie entscheidend. Sie sind im Grunde genommen fleißig und bereit zur Leistung, erlahmen jedoch schnell.

Der soldatische Bereich ist ihnen fremd, irgendwie unerfreulich und unheimlich. Dennoch scheinen sich viele damit abgefunden zu haben, daß sie einmal dienen müssen. Die 08/15-Propaganda scheint nicht allzu stark bei ihnen anzukommen. So, wie die pathetischen Verherrlichungen des Militärs bei ihnen wenig Gegenliebe finden. Wenn schon Militär, dann soll es hart und fordernd sein, menschlich klar, ihnen ihre Freizeit lassend, und — wenn möglich — auch förderlich für den Zivilberuf. Den Bolschewismus lehnen sie gefühlsmäßig ab; jedoch haben nicht einmal die Flüchtlingskinder tiefere Kenntnisse über ihn. Sie anerkennen fremde Menschen und Völker und hassen nicht. Ob es sich lohnt, für das Leben, das sie umgibt und in dem sie stehen, zu sterben, ist für sie noch nicht entschieden. Sie sind nicht leicht durchschaubar, lassen ungern mit sich experimentieren und erscheinen im Guten wie im Bösen immer auf dem Absprung. Man könnte von der „wartenden Generation“ sprechen.

Zusammenfassend ist festzustellen: Das Bild der jungen Menschen unserer Zeit entspricht der Richtungslosigkeit der Umbruchsituation. Ziemlich deutlich lassen sich zwei Altersschichten unterscheiden. Die Jahrgänge, die den Krieg noch bewußt als Flakhelfer oder blutjunge Soldaten mitmachten; sie sind wesentlich skeptischer, verstörter, verkrampter und ratloser als die Nachkriegsjahrgänge, die dafür naiver, treugläubiger und eher bereit sind, sich führen zu lassen. Man muß die Möglichkeit ins Auge fassen, daß eine straffe und klare soldatische Ordnungswelt mit ihrer Überzeugungskraft in vielen jungen Menschen tatsächlich zum erstenmal ein Bewußtsein dessen wecken kann, was überhaupt menschliche Gemeinschaft und Ordnung ist. Das ist die große Chance, Verantwortung und Gefahr aller zukünftigen deutschen Führung.

Als Soldat wird der junge Mensch allerdings noch manche Fragen stellen, deren Beantwortung ihm der Staat und die ältere Generation bisher schuldig blieben. Es sind die Fragen nach dem, was das Leben ausmacht, was eine Verteidigung lohnt; nach dem für alle Verbindlichen; nach Pflichten und Rechten des Einzelnen und der großen Gemeinschaft; nach der Stellung zum Kriege, dem letzten Sinn soldatischen Dienstes und damit nach dem Sinn des Lebens. Fragen, die früher bereits Elternhaus oder Schule beantworteten, vielleicht vielfach auch gar nicht bewußt gestellt wurden.

Erheblichen Einfluß auf die Menschenführung in den Streitkräften wird auch der Rückgang des agrarisch-handwerklichen Anteils unserer Bevölkerung haben, mit dessen Vorstellungswelt und Denkart die Methoden militärischer Ausbildung und Erziehung in der Vergangenheit rechneten. In Zukunft werden die Arbeiter und Angestellten der industriellen Betriebe den größeren Teil der Soldaten ausmachen.

Erziehung oder nicht?

Aus der Betrachtung der soldatischen Aufgabe und der inneren Situation unserer Jugend heraus erwächst die Frage nach Art und Methoden der Menschenführung in den Streitkräften.

Zwei Ansichten stehen sich extrem gegenüber: die eine, die dem Soldaten nur eine technisch-äußere Ausbildung geben will; die andere, die in den Streitkräften die Schule der Nation sieht. Hier soll durch den Staat alles das an Erziehung nachgeholt und vollendet werden, was frühere Instanzen versäumten. Wir meinen, daß beide Standpunkte die Dinge einseitig sehen. Die Verfechter bloßer Ausbildung übersehen, daß der soldatische Dienst den ganzen Menschen fordert und daß der Einzelne gerade darauf nicht genügend vorbereitet ist, wenn er die Kaserne betritt. Vor allem aber verschließen sie sich der Erkenntnis, daß ein so enges und intensives Zusammenleben mit Sicherheit Wirkungen auf den Menschen ausübt, die nachhaltig und nicht leicht zu überschätzen sind. Es wäre leichtfertig, diese erzieherischen Möglichkeiten treiben zu lassen, anstatt sie sorgsam zu pflegen — zumal uns bittere Erfahrung lehrt, daß jede Ausbildung ohne erzieherischen Aspekt den Menschen mißachtet und zum mechanischen „Abrichten“ wird.

Das andere Extrem wiederum — überfordert die Streitkräfte und führt zu einer Militarisierung des Lebens, die der Soldat ablehnen sollte. Er weiß, daß sowohl Wurzel als Gegenstand seiner Verteidigungsbereitschaft außerhalb der Streitkräfte liegen und daß er sich im Innersten

aufgabe, falls die Prinzipien der militärischen Ordnung den bestimmenden Einfluß auf das Leben der Gesamtheit gewinnen.

Soll also militärische **Ausbildung** im Sinne des soldatischen Auftrags sachgemäß sein, soll sie den unabdingbaren Forderungen einer freiheitlichen und sittlichen Menschenführung entsprechen, dann kann sie nur **erzieherisch durchdacht** und angelegt sein. Dies aber bedeutet, daß die zukünftigen Offiziere — wie in gewissem Maße schon zu alten Zeiten — pädagogisch befähigt sein müssen. Solche Befähigung ist um so unerläßlicher, als — wie wir sahen — diesmal eine sehr andere Jugend, noch dazu mit erheblichem Mißtrauen, antreten wird. Früher war der Kompaniechef anerkannter Repräsentant einer anerkannten Ordnung; er knüpfte an gemeinsame Vorstellungen an und baute seine Erziehungsarbeit auf gültige Verbindlichkeiten. Sein etwaiges Versagen als Mensch oder Fachmann wurde hingenommen und führte jedenfalls nur selten zur Ablehnung des Ganzen. Heute dagegen erblicken weite Teile der Jugend im Vorgesetzten zunächst den Funktionär eines der großen anonymen und unheimlichen Apparate und werden sich nur zögernd, fast wider besseres Wissen, von seinem guten Willen und seinen menschlichen Qualitäten überzeugen lassen. Die Übertragung dieser Anerkennung auf die Streitkräfte als solche oder gar den Staat verlangt eine weitere Überwindung tiefeingewurzelter Vorurteile. Versagt jedoch der Vorgesetzte, so geschieht das Erwartete und wird zum willkommenen Vorwand, diesem Manne, dieser Situation und diesem Staat nur widerwillig und so wenig als irgend möglich zu dienen. Da erhebt sich mit Recht die Frage: besitzen diese Offiziere — zunächst in der Mehrzahl doch ehemalige aktive und Reserveoffiziere der „Wehrmacht“ — können sie solche Fähigkeiten besitzen? Fähigkeiten, an denen es berufenen Erziehern an Schule und Universität, selbst vielen Eltern häufig genug zu mangeln scheint? Handelt es sich hier nicht um eine Begabung, die man hat oder nicht hat, um etwas, das sich nicht erwerben läßt, und muß man nicht damit rechnen, daß ein großer Teil der Offiziere diese Gabe nicht mitbringt? Kurz, stecken wir nicht in einem hoffnungslosen Dilemma, verschärft noch durch den beklagenswerten Stand unserer pädagogischen Wirklichkeit im allgemeinen? Gewiß — auch wir meinen, daß die Kunst zu erziehen weitgehend eine Frage der Begnadung ist, doch daß sie zu einem beträchtlichen Grade gelernt werden kann.

Damit sind wir beim ersten Problem der praktischen Menschenführung: der **Auswahl und Ausbildung der zukünftigen soldatischen Führer**, an deren pädagogische Vorbildung weit höhere Maßstäbe angelegt werden müssen, als es in vergangenen Zeiten geschah, und deren erzieherische Fähigkeiten als ein wesentliches Kriterium für ihre Eignung zu dieser Laufbahn erachtet werden müssen. Ohne in den Fehler unserer Zeit zu verfallen, auch hier durch die vielfach überforderte Pädagogik den mangelnden geistigen Gehalt ersetzen zu wollen, wird ein nachdrücklicher Hinweis auf die Problematik menschlichen Miteinanders und auf bewährte Methoden der Menschenführung vielen Vorgesetzten die Augen öffnen und ihnen brauchbare Hilfen für die Praxis bieten. Deshalb ist nicht daran gedacht, den Offizieren die pädagogischen Theorien von Platon bis Spranger und Litt vorzutragen oder die Universität als Vorbild zu nehmen. Es wären vielmehr in neuem Wurf, in Zusammenarbeit mit bewährten Erziehern aus allen Bereichen eigene Formen der pädagogischen Bildung an den zukünftigen Militärakademien zu entwickeln. Dabei sollten zur Ausbildung der militärischen Erzieher so viel als möglich auch nichtmilitärische Fachleute herangezogen werden. (Sie in der Truppe zu verwenden, verbietet sich allerdings von der Sache her.)

Hier stellt sich als nächstes die Frage, ob nicht der **Charakter der soldatischen Gemeinschaft** Vorbedingungen schafft, die selbst den pädagogisch minder Befähigten in den Stand setzen, auch mit geringeren Kenntnissen erzieherische Aufgaben befriedigend zu erfüllen.

Das eine ist sicher: kaum eine andere Gemeinschaft führt Menschen so verschiedener Art nach Herkunft, Landsmannschaft und Bildung so intensiv zu gemeinsamem Handeln bei Tag und Nacht zusammen, wie es die Streitkräfte tun. Dem militärischen Dienst sind damit eminente Möglichkeiten sowohl zum Guten wie zum Bösen an die Hand gegeben, und nicht ohne Grund beschleicht den jungen Menschen kein gutes Gefühl bei der Vorstellung, diesem massiven Eigenbereich ausgeliefert zu wer-

den. Seine Sorgen sind verständlich, und manche warnende Stimme ist auch aus anderen Richtungen erklingen, um auf die Gefahren hinzuweisen, die hier schlummern.

Es ist also aller **institutionellen Planung** soldatischer Ordnung aufgegeben, diese intensiven Möglichkeiten der Einwirkung positiv zu nutzen und gegen alle Unzulänglichkeiten einzelner so weit als möglich abzusichern. Hierfür lassen sich im Hinblick auf unser Thema folgende Forderungen aufstellen:

1. Der offenbar so bedrohliche Charakter der „**Eigengesetzlichkeit**“ ist soweit zu beseitigen, als nicht unabdingbare Forderungen der militärischen Aufgabe dem entgegenstehen. Eine eingehende Untersuchung würde überraschend erweisen, daß Streitkräfte heute nur dann kriegstüchtig sind, wenn sie von den gleichen Impulsen gespeist werden, wie die Gemeinschaft, die es zu verteidigen gilt; wenn sie die gleiche Ordnung repräsentieren. Der demokratische Staat darf nicht darauf verzichten, auch in diesem Sektor des öffentlichen Lebens für seine Grundordnung zu werben. Diese Werbung sollte in der Sorge dafür bestehen, daß der Soldat während seiner Dienstzeit nicht selbst auf das verzichten muß, das zu verteidigen er sich entschlossen hat: Freiheit, Rechtsstaatlichkeit und Wahrung der menschlichen Würde. Diese Werte der freiheitlichen Welt, manchen vielleicht zum ersten Male bewußt erleben zu lassen, ist eine Chance für den Staat, die er sich nicht entgehen lassen sollte.
2. Durch konsequente **Delegierung von Verantwortung** an den Einzelnen und kleinere Gruppen ist die Entfaltung der Person zu fördern, die ihre individuelle Eigenart zugunsten kollektiver Verwendbarkeit immer stärker einzubüßen droht.

So, wie die Demokratie wertvollste Impulse aus den staatsfreien Räumen empfängt, so dürfen auch moderne Streitkräfte nicht auf den Kräftezustrom aus „befehlsfreien“ Bezirken verzichten. Die hierarchische Ordnung nach Befehl und Gehorsam ist dem Soldatischen zugeordnet; doch sollte sie durch Bildung selbstverantwortlicher Bereiche soweit als irgend möglich abgestützt und belebt werden.

3. **Auswahl und Erziehung besonders der soldatischen Führer** haben unter einem **Leitbild** zu stehen, das einen ganz bestimmten Standort zum Sittlichen, Geistigen und Politischen bezieht und der Umwelt in rechter Weise zugeordnet ist. Sowohl der Charakter freiheitlicher Ordnung, als auch Vielfalt und Intensität der soldatischen Aufgabe verbieten es allerdings, als Leitbild einen bestimmten, verengten „Typ“ zu setzen, zu dessen „Züchtung“ jede andere Individualität vergewaltigt wird. Die Stärke freiheitlicher Streitkräfte liegt gerade in der Mannigfaltigkeit eigenständiger, ganzer Menschen. Ohne ein solches Leitbild entwickelt sich bald ein Brei selbstgenügsamer Mittelmäßigkeit, fehlt jeder Maßstab für Haltung und Urteil, vor allem Anreiz und Richtung zur Selbsterziehung.

Selbstverständlich können nicht alle dem Leitbild entsprechen, das ist auch nicht sein Sinn. Doch ist Entscheidendes erreicht, wenn sich an den bestimmenden Stellen diejenigen auswirken können, die ihm am meisten entsprechen, während sich die anderen zumindest genieren, unter ein bestimmtes Niveau herabzusinken.

Der soldatische Dienst stellt dem einzelnen als mögliche Konsequenz das Opfer seines Lebens deutlich vor Augen; führt er nicht zur **Besinnung** auf letzte Werte, entartet er leicht in Nihilismus.

Einzelprobleme

Nach diesen grundsätzlichen Erwägungen möchte ich noch einige **Spezialprobleme** anreißen, ohne allerdings den Anspruch zu erheben, sie im einzelnen vertiefen oder gar einen vollständigen Katalog aufstellen zu wollen.

Ich möchte ausgehen vom **modernen Gefecht**, auf das hin nun einmal der Soldat erzogen und ausgebildet werden muß — auch und gerade dann, wenn er es durch seine Existenz verhindern helfen soll. Auf dem Gefechtsfeld von heute sehen wir weder den allein verantwortlichen, die Aktion unmittelbar leitenden Feldherrn, der jedes Rädchen seiner Kriegsmaschine dirigiert und kontrolliert, noch aber den Einzelkämpfer, der seinen Kampf für sich allein besteht. Waffentechnik und Waffen-

wirkung haben das Gefecht aufgelöst und lassen es weithin durch Teams und kleine Gruppen führen, die ihre Waffen im Sinne der Gefechtsabsicht zur Wirkung bringen. Damit wird bei steigendem Verzicht auf starre, bindende Kommandos und Aufsicht von oben die Verantwortung immer stärker nach unten verlagert. Entscheidende Entschlüsse und entschlossenes Handeln liegen bei diesen kleinen Gruppen, die nur noch mit knappen Funkbefehlen und Zeichen zum Zusammenspiel gebracht werden. Es liegt bei ihnen, nicht nur ihre Waffen technisch zu meistern und den ungeheuren Belastungen aller Art standzuhalten, sondern sich sinnvoll und den wechselnden Erfordernissen wendig angepaßt, dem Ganzen einzuordnen.

Je weiter im Gefecht die Entschlüsse nach unten delegiert werden, je mehr die Auftragstaktik zur allgemeinen Führungsmethode wird und je weniger das Handeln des Einzelnen zu überwachen oder gar mit Strafe zu erzwingen ist, desto größer wird die Bedeutung des Verantwortungsbewußtseins aller füreinander.

Gehorsam und Verantwortung erhalten eine ganz neue Relation. Der Gehorsam wird nur als Teil und Folge bejahter Verantwortung sinnvoll und belastbar sein. Nur eine sittlich fundierte Verantwortung ist tragfähig und glaubwürdig.

Je mehr sich die Funktionen differenzieren, je mehr sich das Können spezialisiert, je stärker die Existenz der Gruppe von dem Zusammenspiel aller Glieder abhängt, um so größere Bedeutung und Geltung erhält der Einzelne. Das Team funktioniert erst dann reibungslos, wenn seine Spezialisten und Einzelkämpfer auch menschlich zusammenwachsen. Der Wille, voreinander bestehen zu können, ist das stärkste Ferment der Truppe in Gefahr.

Folgen der Technisierung

Mit der Technisierung aller Waffengattungen entsteht zunehmend eine Art „Sachdisziplin“, die ihre innere und äußere Ordnung von der Sache her bezieht, d. h. von Waffe, Fahrzeug oder Gerät. Die Sache ist es, die hier ganz bestimmte Verhaltensweisen, Ein- und Zuordnungen, Kenntnisse und Fähigkeiten verlangt. Es ist hier vieles vorgesehen, was früher Probleme der Etikette oder menschliche Spannungen aufwarf. So entsteht ein lautloser Gehorsam; der Kasernenhofton verbietet sich von selbst. Auch der „Kriegsrat“, der nur im taktischen Führungsbereich anerkannt war, ist für die sinnvolle Zusammenarbeit der untersten Instanzen erforderlich geworden. Er enthebt hier wie dort selbstverständlich nicht der Notwendigkeit abschließender, verantwortlicher und bindender Befehlsgebung.

Die Sachdisziplin läßt Spielraum für individuelle Lösungen innerhalb der Ordnung einzelner Teams. Die Aufgabenverteilung kann in letzter Feinheit erst nach den gegebenen Fertigkeiten der einzelnen Glieder vorgenommen werden. Es kommt nicht mehr wie in den Zeiten der Linear-taktik darauf an, daß alle Teile der geschlossenen Linie minutiös auf gleiche Bewegung zum gleichen Zeitpunkt gedrillt sind, sondern vielmehr darauf, daß jeder an seinem Platz sein Bestes leistet. Damit ist nicht nur ein sachlich-technisches Problem angesprochen, sondern auch ein menschlich-psychologisches, das entscheidende Bedeutung für die Dienstfreudigkeit des Einzelnen und die Schlagkraft der Truppe hat.

Hiermit wird aber nicht etwa die Einübung bestimmter, immer wiederkehrender Handgriffe und Verhaltensweisen abgelehnt. Gerade im Team, das hochtechnische und komplizierte Werkzeuge beherrschen soll, müssen ganz bestimmte Automatismen in Fleisch und Blut übergegangen sein. Nur ist hier der „Drill“ von der Sache her begrenzt und damit einsichtig. Es verbietet sich von selbst, ihn zum Erziehungsmittel zu steigern.

Der Sachdisziplin gegenüber steht die Sachautorität dessen, der die Verantwortung für das Ganze trägt und das sachliche wie menschliche Zusammenspiel leitet. Eine innere Autorität muß dazukommen, wenn die menschlichen Qualitäten des Vorgesetzten anerkannt und verstanden sind. Doch schützt das enge Miteinander und die gemeinsame Leistung vor perfektionistischen Forderungen an den anderen.

Die Stellung des Vorgesetzten hat einen neuen Aspekt dadurch erhalten, daß er — mit aller Konsequenz im technischen Team — nicht mehr lediglich Befehlender ist, sondern einen funktionalen Stellenwert im Ganzen hat wie jeder seiner Untergebenen. Er steht damit in einer ganz anderen Nähe zu ihnen. Die „Oben-Unten-Position“ in zwei getrennten Welten wird im übrigen noch dadurch eingeebnet, daß der Untergebene als Spezialist auf seinem Fachgebiet vielfach dem Vorgesetzten überlegen sein wird. So entsteht ein gegenseitiges Abhängigkeitsverhältnis, das zur partnerschaftlichen Kooperation zwingt. Der Vorgesetzte ist nicht das unfehlbare Vorbild bzw. braucht es nicht mehr zu spielen, sondern er ist derjenige, der in seinem Bereich und mit seinen Möglichkeiten beispielhaft Verantwortung übt und — was wahrscheinlich das wichtigste ist — Vertrauen schenkt, um Vertrauen zu gewinnen.

Erzieherisch ergibt sich hieraus, daß jede Gelegenheit genutzt werden muß, die dem Einzelnen oder den kleinen Gruppen die Möglichkeit zur Bewährung in Mitverantwortung gibt. Nur aus dem gemeisterten Auftrag entsteht der Mut zu neuen Aufgaben und das Selbstvertrauen, welches die Voraussetzung für alles Vertrauen zu anderen ist. Aus der Aufgabenstellung erwachsen Kräfte zu ihrer Bewältigung, die sonst unentdeckt und unentwickelt blieben. Aus dem Erlebnis des Aufeinander-angewiesen-Seins entsteht die Einsicht in die Gleichwertigkeit — nicht etwa Gleichheit — verschiedenartiger Menschen und die Notwendigkeit der gegenseitigen Ergänzung.

Hier entwickelt sich Partnerschaft, die weiter und breiter reicht als Kameradschaft. Diese sucht ihre Bewährung vor allem im Augenblick der Not und Gefahr; jene erkennt die Person und Rechte des anderen als gleichberechtigt zu jeder Stunde an.

Die Gruppensituation läßt sich über den Ausbildungsdienst hinaus noch dahin ausbauen, daß die Gruppe gleichzeitig Wohn-gemeinschaft wird. Gerade hier kann sie wesentliche Erfahrungen sammeln und Impulse entwickeln, wenn man ihr mit fortschreitender Erziehung mehr und mehr die Regelungen des inneren Dienstes für ihren Bereich überläßt. Dadurch schafft man nicht nur erhebliche Reibungsflächen zwischen Unteroffizier und Mannschaft aus der Welt, sondern erzieht auch zu der Selbständigkeit, die Voraussetzung jeder Kriegstüchtigkeit ist.

Die Ausbildung für das moderne Gefecht kann nur den mit den kenden Soldaten zum Ziel haben. Sie wird daher grundsätzlich an seine Einsicht appellieren und, solange als irgend möglich, ihre Forderungen von der Sache her erklären und verständlich machen. Gerade Technisierung und Gruppe bieten manche Hilfe zur Lösung der in unserer psychologischen Situation zu heiklen Frage nach der notwendigen Härte. Der militärische Vorgesetzte ist mit außergewöhnlicher Machtfülle ausgestattet; er hat Forderungen zu stellen, die den Einzelnen bis an die Grenze seiner Leistungsfähigkeit führen. Erst wenn der Vorgesetzte den Versuchen seiner Stellung widersteht und den Untergebenen das Gefühl erspart bleibt, schutzlos ausgeliefert zu sein, ist das Problem gemeistert. Ein militärischer Ausbilder ist gescheitert, wenn er es dazu kommen läßt, daß der Untergebene in ihm seinen Feind sieht. Derartige Situationen gehören in den Bereich der Raubtierdressur. Für den heutigen Kämpfer genügt nicht eine stumpfe, passive, vorwiegend körperliche Härte, die im Grunde nur Gefühllosigkeit ist; was ihn tragen sollte ist vielmehr die innere Bereitschaft, mit den psychischen und physischen Belastungen fertig zu werden, und die Erfahrung der eigenen Bewährung. Nur wer es erreicht, von seinen Untergebenen verstanden zu werden, beflügelt sie zu sinnvollem Handeln und führt sie über die berüchtigte Minimalleistung des Gerade-nicht-auffallen-Wollens hinaus. Höchstleistungen sind auf die Dauer nicht nach dem Ludendorff-Rezept der Forderung des Unmöglichen zu erreichen; dies führt zwangsläufig zur Gleichgültigkeit und Sturheit. Mitverantwortung setzt Mitwissen voraus; Vertrauen das Wissen, daß nur das Notwendige gefordert wird. Man darf nicht übersehen, daß der moderne Mensch es einfach als selbstverständlich und vernünftig ansieht, jede Leistung mit einem Minimum an Kraftaufwand zu erreichen. Anders gerichtete Forderungen empfindet er als unbillig und schikanös.

Soldat und Demokratie

Aus den Erfahrungen im Dritten Reich wissen wir, daß soldatische Existenz im totalitären Machtbereich eigentlich nur als latente Widerstandssituation denkbar ist. Solange der Soldat ein Mensch mit Gewissen und Verantwortung ist — und anders kann er sich nicht sehen, ohne sich aufzugeben — wird er heutzutage außerhalb freiheitlich und rechtsstaatlich organisierter Staaten in ständigem Konflikt zwischen innerer Verantwortung und dem geforderten Gehorsam stehen. Ein reduzierter Verantwortungsbereich verträgt sich nicht mit dem, was der Soldat von sich und anderen fordern muß. Selbstverständlich kann auch der Dienst in der Demokratie zu starken Spannungen und Krisen führen; doch gibt es da andere Lösungen als den Widerstand.

Aber im permanenten Bürgerkriege genügt keine verschwommene, theoretische Loyalität gegen Volk und Staatsform; sie gäbe nicht die notwendige Standfestigkeit gegen all die raffinierten Begriffsvernebelungen, Drohungen und Lockungen eines weithin erfolgreichen Gegners. Hier kann nur bestehen, wer sich als Staatsbürger mit dem Staat jetzt und hier, mit seiner Ordnung und den darin enthaltenen Gestaltungsmöglichkeiten identifiziert. Das geschieht dann, wenn der Einzelne erkennt, daß die Chance, lebenswichtige Entschlüsse nicht gegen sein Gewissen fällen zu müssen, ein letztes Kriterium menschlicher Ordnung ist. Da es erfahrungsgemäß zu spät ist, wenn wir diese Chance nur noch an der eigenen Haustür verteidigen können, liegt es im vitalen Interesse des Einzelnen, daß in der staatlichen Gemeinschaft entsprechende Lebensformen und Gesetze gelten. Er sichert somit seine eigene Existenz, wenn er sich dafür einsetzt, daß freiheitliche Kräfte das politische Leben bestimmen, und wenn er zusammen mit den Gleichgesinnten jeden Angriff von außen zum erheblichen Risiko werden läßt. Da aber nicht alle Menschen, die Soldat werden sollen und wollen, bereits bewußte Staatsbürger sein werden, entstehen auch hier wichtige Aufgaben der Menschenführung, denen sich die Streitkräfte im Interesse ihrer Schlagkraft nicht entziehen dürfen. Entscheidende Faktoren dieser Erziehung zur politischen Verantwortung werden Geist und Haltung sein, in denen der Dienst abgehalten wird, das Beispiel der Vorgesetzten und all die vielen oben angedeuteten Möglichkeiten, durch Übernahme von Verantwortlichkeiten Einblick in die Problematik gemeinschaftlicher Vorgänge zu bekommen. Wer die Vielschichtigkeit der Wirklichkeit erfährt, erkennt sowohl die Grenzen des für ihn Erreichbaren als auch die Notwendigkeit persönlicher Mitarbeit.

Weiter wird es Sache der verantwortlichen militärischen Führer sein, durch eine Information, die dem Pluralismus unseres Lebens Rechnung trägt, die großen Zusammenhänge der militärischen, politischen, sozialen und wirtschaftlichen Umwelt aufzuhellen. Hierbei ist es wichtig, die sachliche Berechtigung und Notwendigkeit verschiedener Standpunkte in der praktischen Politik, die gegebenen Einflußmöglichkeiten des Einzelnen auf die Entwicklung der Gesamtheit und das alles überwölbende Gemeininteresse sichtbar zu machen. Allgemeines Erleben im Dienst gibt den geeigneten Anknüpfungspunkt, aber auch den Ort, das theoretisch für gut Befundene miteinander zu praktizieren. Damit entstehen Verbindlichkeiten. Der Einzelne wird aus seiner Zuschauerrolle herausgeführt und angereizt, einen Standort zu beziehen. Auch hier ergibt sich als besonderes Problem die Vorbereitung der Offiziere auf diese neue und nicht ganz einfache Aufgabe. Manche werden sich nur mit Unbehagen auf dieses schwer absteckbare Feld begeben. Sie werden sich daran gewöhnen müssen, verschiedene Ansichten nebeneinander bestehen zu lassen. Für die Ausbildung und Unterstützung der Offiziere werden wiederum erfahrene Kräfte aus den nichtmilitärischen Bereichen heranzuziehen sein.

Das Bewußtsein, mitgestalten zu dürfen, gibt wesentlichen Anreiz zur Mitverantwortung. So erhebt sich auch vom erzieherischen Standpunkt aus die Forderung, dem Soldaten konsequent alle politischen Grundrechte zu belassen; sie nur dort, soweit und solange einzuschränken, wo es seine besondere Aufgabe unerläßlich fordert.

Alle Forderungen an die Menschenführung in den zukünftigen Streitkräften, von denen ich nur einen Teil anführen konnte, entspringen keiner Humanitätsduselei; denn dann hätten sie keine Aussicht auf Ver-

wirklichung. Sie bieten sich vielmehr an als logische Konsequenz der Situation, die durch unsere freiheitliche Lebensordnung, den Charakter der Auseinandersetzung, die fortschreitende Technisierung und die Entfremdung des Einzelnen von der Gemeinschaft gekennzeichnet ist. Die geistige, politische und militärische Entwicklung stellt den Einzelnen vor Entscheidungen, die ihm früher weitgehend abgenommen wurden. Sich ihnen zu stellen, fehlt ihm aber häufig Kraft, Mut, Erkenntnis und Überblick. Wir stehen daher vor der Alternative, vor einem angeblichen Unvermögen zu kapitulieren und totalitär den Menschen, aber auch die vielschichtige Wirklichkeit zu vergewaltigen, oder aber mit aller Konsequenz den Einzelnen auf diese Entscheidungen vorzubereiten. Mittelwege gibt es nicht; jedenfalls sind sie, wie alle Halbheiten, schief, unwahr und wenig belastbar. Soll die Menschenführung den einzelnen Soldaten für diese Entscheidungen befähigen helfen, so kann sie ihm kein spannungsloses Oasendasein vorgaukeln, sondern muß ihn dem scharfen Wind der Freiheit aussetzen, den der heutige Mensch nach Möglichkeit flieht. Die Menschenführung muß vom Soldaten fordern: einen klaren Standort in der freiheitlichen Welt, soldatische und politische Mitverantwortung, Partnerschaft als Grundhaltung menschlicher Begegnung und Kooperation als Arbeitsmethode. Dieser Weg ist sicher für Führer und Geführte schwerer, risikobeladener und gefährlicher; doch dürfen wir das Grauensvolle der Alternative nicht vergessen. Gleiche Notwendigkeiten scheinen auf allen Lebensgebieten aufgegeben. Wie weit sie außerhalb der Streitkräfte gesehen und gelöst werden, muß notwendigerweise einen entscheidenden Einfluß auf den Verwirklichungsgrad unserer Forderungen haben. Die Konsequenz, mit der man sich überall diesen Problemen stellt, wird den Ausschlag geben für Bestand oder Niederlage in der Auseinandersetzung mit dem Totalitären.

„Notwendiges Übel“ freiheitlicher Lebensordnung

Ich muß mir versagen, auf die besonders interessanten Probleme einzugehen, die die Freizeit für die Menschenführung stellt. Hier liegen weite Möglichkeiten der Entspannung, Bereicherung und Weiterbildung; sie werden recht genutzt, wenn sie den Einzelnen aktivieren.

Auf ein entscheidendes Problem darf ich zum Schluß noch deuten: das Verhältnis des Soldaten zum Krieg und damit zum Sinn seiner Aufgabe. Es ist unbestreitbar, daß der moderne Krieg kein ersehntes Feld der Betätigung männlicher Tugenden mehr bedeuten kann oder ein normales Mittel zum Durchsetzen politischer Absichten und Ziele. Diese beiden Blickrichtungen des 19. Jahrhunderts sind uns versperrt. Der absolute Krieg kennt und bringt nicht mehr Frieden, sondern endet mit weitgehender Vernichtung des Lebens. Sein Ausbrechen zu verhindern muß heute das Ziel aller Schenden und Verantwortlichen sein. Gerechtfertigt erscheint er nur noch als Verteidigung letzter menschlicher, d. h. freiheitlicher Existenz.

So werden die Streitkräfte zum „notwendigen Übel“ einer freiheitlichen Lebensordnung; denn sie müssen im Interesse ihrer Wirksamkeit vom einzelnen Staatsbürger Opfer und Gefährdung seiner Freiheit, des rechtsstaatlichen Schutzes und seiner Würde verlangen. Aber ich meine, daß damit der einzelne Soldat nicht als ein notwendiges Übel angesehen werden darf. Er erhält gerade seine besondere Würde dann, wenn er dieses Risiko im Interesse höherer Werte und der Gemeinschaft auf sich nimmt. Der Soldat kann seine Aufgabe nur noch darin erblicken, durch ein Höchstmaß an Kriegstüchtigkeit dem Politiker wesentliche Voraussetzungen für sein Bemühen zu geben, die geistigen und politischen Auseinandersetzungen nicht in die Unabschbarkeit des heißen Krieges ausufern zu lassen.

Die Menschenführung geschieht damit in einem schwierigen Spannungsfeld: sie soll zur Kriegstüchtigkeit führen, die aus mehr besteht, als handwerklichem Können; aber dabei dem Einzelnen stets vor Augen halten, daß das eigentliche Ziel nur die Wahrung des Friedens sein kann. So divergierend diese Forderungen auch sein mögen: ein anderes und größeres Ziel kann sich der Soldat nicht stecken und ein anderer Weg zu diesem Ziel scheint nicht gegeben. Wer sich aber mit Menschenführung befaßt, der sollte bedenken, daß der Mensch erst in der Polarität Gestalt gewinnt.

Wolf Graf von Baudissin, geb. 1907 in Trier, aufgewachsen in Berlin und Westpreußen. Im Kriege Generalstabsoffizier, zuletzt Major und Ic bei Rommel; 1941 Gefangenschaft in Afrika, dann Ägypten, Palästina und Australien. Seit Mai 1951 Referent „Inneres Gefüge“ in der Dienststelle Blank.

POLITIK UND ZEITGESCHICHTE

AUS DEM INHALT UNSERER NÄCHSTEN BEILAGEN:

- Paul Bausch: „Freiheit zum Unglauben“
- Chester Bowles: „Zweiparteienpolitik für Asien“
- Max Braubach: „Gedenkrede zum 20. Juli 1944“
- Dieter Ehlers: „Die Methoden der Beck-Gördeler
-Verschwörung“
- Walter Ehrenstein: „Die Mitarbeit der Schule gegen
den Massengeist“
- Helmut Gollwitzer: „Einheit und Reformation der Kirche“
- George F. Kennan: Das amerikanisch-russische Verhältnis
„Die Beziehungen während des
Ersten Weltkrieges“
„Die Jahre ohne formelle Beziehungen“
„Rückschau“
- Roland Klaus: „Nicht gestern, Freund, morgen!“
- Thomas Sartory: „Das Wesen der Kirche in Katholischer
Sicht“
- Theodor Schieffer: „Des Winfrid Bonifatius geschichtliche
Sendung“
- Kurt Sendtner: „Die militärische
Widerstandsbewegung
vom Ausbruch des 2. Weltkrieges
bis zum Beginn des Westfeldzuges“
- Adelbert Weinstein: „Die Verteidigung ist unteilbar“
- ... „Urkunden zur Judenpolitik
des Dritten Reiches“
- Paul Wentzcke: „Vom Stammbaum und Schicksal
deutscher Farben“

Nachforderungen der Beilagen „Aus Politik und Zeitgeschichte“ sind an die Bundeszentrale für Heimatdienst zu richten. — Abonnementsbestellungen der Wochenzeitung „Das Parlament“ zum Preise von DM 1,19 monatlich bei Postzustellung (einschl. Beilage) nur an die Vertriebsabteilung Hamburg 36, Gänsemarkt 21/23